

22.01.2001



„Kirchenvater des zwanzigsten Jahrhunderts“

Neue Veröffentlichungen über John Henry Newman von Ida Friederike Görres und Edith Stein

„Wenn Sie mich fragen, was mich eigentlich an der großen Gestalt unsres Vaters Newman, wie wir ihn in Liebe und Verehrung nennen, am stärksten anrührt und fesselt, so brauche ich die Antwort nicht lange überlegen: nicht das edle humanistische Gleichmaß, nicht die christlich verklärte Gestalt des Gentleman, nicht die den Zeitgenossen weit vorausschauende Weite des Blickes, die wägende Schärfe des Urteils, die Unbefangenheit und Selbstständigkeit des Gewissens; nicht die seelenbewegende Gewalt seiner Predigt, nicht die umfassende Gelehrsamkeit des vollendeten Scholars, nicht die unbestechlich die Herzen durchforschende Schau

des großen Psychologen, Erziehers und Seelenführers, die sich in Predigten wie Briefen verrät: man könnte noch lange so fortfahren und Vorzüge, Gaben und Tugenden aufzählen, die uns aus seinem wahrhaft edlen Bild bezaubernd entgegenstrahlen. Doch das alles ist es nicht, sondern die eine Erkenntnis: dass Newman ein Geopferter war.“

So überraschend beginnt ein bisher unveröffentlichtes, erst kürzlich aufgefundenes Manuskript der für die nachwachsende Generation neu zu entdeckenden Ida Friedenke Görres (1901–1971). Die aus dem böhmischen Hochadel stammende Historikerin und Laitentheologin schrieb während der Kriegsjahre offensichtlich an einem Buch über den „Kirchenvater des 20. Jahrhunderts“, wie sie ihn nannte, da Newman erst in ihrer Generation, durch Theodor Haecker, Josef Weiger, Romano Guardini, Erich Przywara für den deutschen intellektuellen Katholizismus entdeckt worden war. Ida Görres war zu ihrer Zeit durch markante Heiligenbiographien, vor allem über Frauen — Therese von Lisieux, Radegundis, Elisabeth, Hedwig von Schlesien — bekannt und zu Recht berühmt geworden. Ihr großes Theresebuch („Das Senfkorn von Lisieux“) stieß die Tür zu einer neuen Form des inneren, „menschlichen“ Antlitzes der Heiligen auf.



Dass sie sich mit dem am 21. Februar 1801 geborenen Newman beschäftigte, war durch fünf schmale, aber dichte Seiten in ihrem späten Buch „Aus der Welt der Heiligen“ (1955) belegt. Das jetzt aufgefundene, leider etwas bruchstückhafte Werk von rund 100 Seiten, das aus Vorträgen unter anderem in Weingarten erwuchs, verrät jedoch eine — vielleicht aus eigenen Schmerzen erwachsene — besondere Sicht auf den Mann, der die englischen Katholiken nachhaltig aus ihrem Ghetto führte. Im Unterschied zu einem vordergründig geläufigen Bild vom „Gentleman“ Newman, dem Vertreter hoher und höchster Kultur, arbeitet Görres den „Geopferten“ heraus, den die Leidenschaft für die Wahrheit mit blutendem Herzen aus der angestammten anglikanischen Kirche führt, um vielfache Demütigungen durch katholische Glaubensgenossen und durch Rom selbst hinzunehmen. Sie zeichnet die langen Jahre des Abgeschriebenseins, in denen Newman die öffentliche und so notwendige Wirksamkeit verwehrt wird, in denen er nur auf eine unbegreifliche Demut und Frömmigkeit, in einem sehr männlichen Sinn verstanden, verwiesen bleibt. Kostbar sind die Ausführungen über Newmans Lehre vom Gewissen, das ja fast immer als rasch zuhandenes Ventil bei Konflikten mit dem Lehramt angeführt wird. Görres zeigt im Gegenteil, wie ungemein sorgfältig Newman mit der Bildung des Gewissens umging: „Wir suchen so gerne in dem, was wir Gewissen nennen, den Verbündeten unsrer Schwäche, den Anwalt unsres Versagens, den Schutzbrief unsrer Leidenschaften, den Helfers-helfer der Versuchung. Newman will, dass der Mensch im Gewissen den Verbündeten seines höchsten Selbst, den Anker seiner Entschlüsse, den Wächter seiner reinsten Möglichkeit, den Mitwisser und Bürgen seiner Auserwählung finde: „Wie der Same den Baum trägt der Mensch in sich einen Engel.“ Die Blätter über Newman werden bei ihrer Veröffentlichung möglicherweise nicht allein den

großen, heiligmäßigen Kardinal in eindringlicher Weise vergegenwärtigen, sondern auch Ida Friederike Görres (die im Dezember selbst 100 Jahre alt wird), wieder in das verdiente Licht rücken. Zu Wünschen wäre es, nachdem immerhin schon zwei Doktorarbeiten (in Innsbruck und Wien) in den letzten Jahren, das neu erwachende Interesse der akademischen Jugend an dieser Vordenkerin des Christentums bezeugen Auch wird vom 28. bis 30. September 2001 eine Tagung in Mooshausen im Allgäu über Ida Friederike Görres eben diese junge Generation mit den alten, noch lebenden Freunden zusammenführen, wobei auch die Newman-Biographie im Mittelpunkt stehen soll.

Ebenso wenig ist im Bewusstsein, dass Edith Stein, die unausgeschöpfte und wohl unausschöpfliche, neu der Kirche geschenkte Gestalt, sich über Jahre hinweg mit Newman beschäftigt hat. Kaum 1922 Christin geworden, macht sie sich auf Anregung des Jesuiten Erich Przywara an eine Übersetzung damals noch nicht ins Deutsche übertragene Werke: der Briefe und Übertritt zur Kirche 1801 bis 1845 und die Idee der Universität. Przywara, in den zwanziger Jahren der Mentor Edith Steins, der sie in die katholische Denkwelt und Philosophie einzuführen strebte, hatte wohl die Briefe und Tagebücher vor der Konversion gewählt, um die aus den Erschütterungen ihrer eigenen Konversion und der überaus harten Trennung von ihrer Familie kommende Neugetaufte mit dem Beispiel dieses großen Konvertiten aufzurichten. Damals stand die katholische Kirche Deutschlands völlig unerwartet in einem „heiligen Frühling“: Liturgische Bewegung, Akademikerbewegung (von Maria Laach aus), der Neothomismus, zahlreiche Konversionen nach dem Ersten Weltkrieg sowie die konfessionelle Jugendbewegung brachten einen erfrischenden Zustrom in die lang kulturell unterlegen scheinende katholische Welt. 1923 sprach Przywara auf der berühmt gewordenen Ulmer Akademikertagung, die diesen Frühling unterstrich, von einer, lange fälligen Versöhnung von Objekt und Subjekt, anschaulich gefasst in den Lehren von Thomas von Aquin und John Henry Newman — verstanden als polare Ergänzung von Seinslehre und einer Lehre des konkret-geschichtlichen Werdens. Thomas und Newman galten so als Garanten einer Versöhnung von Hinsichten, die in ihrer Spaltung zu den die Kirche tief gefährdenden Extremen des Integralismus und Modernismus ausgeartet waren.



Edith Stein arbeitete sich bemerkenswerterweise in beide ein, in Thomas wie in Newman. Die Briefe und Tagebücher erschienen freilich erst 1928 in dem von dem gleichfalls konvertierten Dietrich von Hildebrand gegründeten Theatiner Verlag München; das Buch ist längst vergriffen, wird aber in der jetzigen „Edith Stein Gesamtausgabe“ (=ESGA) im Herder Verlag Freiburg im Herbst 2001 als ESGA 22 wieder erscheinen. Aber bisher nur in der Schublade oder vielmehr im wichtigen Archiv des Kölner Karmel vorhanden sind Hunderte von handschriftlichen Seiten von Edith Stein, die Newmans Idee der Universität in ein ziemlich wörtlich gehaltenes Deutsch übertragen. Newman hatte dieses grundlegende und umfangreiche Werk im Umfeld der geplanten Gründung einer katholischen Universität in Dublin geschrieben — ein Plan, der ihm dann ebenfalls wieder aus der Hand gewunden wurde. Edith Stein, die in den zwanziger Jahren am Speyrer Lyzeum unterrichtete und in die öffentliche Vortragstätigkeit gegangen war, aber immer wieder Versuche einer Habilitation unternahm und letztlich ja ein Jahr (1932/33) als Dozentin in Münster wirkte, befasste sich offensichtlich eingehend mit den Konzepten einer katholischen Bildung im damaligen Defizit der Weimarer Republik. Die Übersetzung Newmans durch sie ist völlig abgeschlossen, wurde aber aus nicht bekannten Gründen nie veröffentlicht. Sie wird als ESGA 21 vermutlich im Jahr 2003 bei Herder erscheinen — Vorbestellungen sind jetzt schon möglich.

Leider gibt es über diese Übersetzungen hinaus keine ausgearbeiteten Gedanken Edith Steins zu Newman, doch ist die Auswahl der Briefe durchaus sprechend. Aus dem Umkreis der Konversion Newmans übersetzt sie beispielsweise den schmerzlichen „Abschied“ von seiner Schwester Jemima am 15. März 1845: „Ich betrübe alle, die ich liebe, beunruhige alle, die ich belehrt oder gestützt habe. Ich gehe zu Menschen, die ich nicht kenne und von denen ich sehr wenig erwarte. Ich mache mich

selbst zu einem Ausgestoßenen, und das in meinem Alter. O was kann es anders sein als eine strenge Notwendigkeit, was dies veranlasst?“

Offenbar gab Newman dem deutschen Katholizismus seit den zwanziger Jahren entscheidende Stichworte, die sich wohl so zusammenfassen lassen: Mit Newman konnte man die Herausforderung der Moderne annehmen. Das Bezwingende an ihm schien die Vereinigung von natürlich-kultivierter Haltung mit der Gnade — im Unterschied zu weltloser Heiligkeit auf der einen oder relativierender Skepsis auf der anderen Seite.

Ida Friederike Görres wie Edith Stein vertreten beide gleichermaßen den Typus dieser weltoffenen Gläubigkeit, die in erstaunlichem Maße zugleich in Bescheidenheit und Askese, ja in einer tiefen Annahme äußerer Erfolglosigkeit wurzelt. Newman war ihnen dabei ein Leuchtfeuer, und insofern ist sein Einfluss auf die Kontur deutschen Christentums noch weitreichender, als bisher angenommen.

19.02.2008



Kunst aus dem christlichen Ursprung:

Die Bildhauerin Maria Elisabeth Stapp (1908-1995)

wurde vor 100 Jahren am 20. Februar geboren.

Die vielseitige, im süddeutschen Raum zwischen München und Ravensburg bekannte Künstlerin Maria Elisabeth Stapp wird am 20. Februar 100 Jahre alt. Geboren 1908 als ältestes von fünf Kindern in Riedlingen an der Donau unfern von Beuron, wuchs sie in München auf und studierte dort an der Kunstakademie in der Bildhauer-Klasse, was damals für eine junge Frau noch hoch ungewöhnlich war; ihr bedeutendster Lehrer war Joseph Henselmann. 1926 wurde sie eine Mitbegründerin des benediktinisch geprägten Säkularinstitutes *Venio* in München-Nymphenburg, für dessen Kirche sie schon 1927 einen Altar *versus populum* schuf, also kaum 20 Jahre alt. Für diesen ihren ersten Altar erhielt sie von Kardinal Faulhaber ein Schreiben hoher Anerkennung, woran sie sich immer mit Dankbarkeit und Stolz erinnerte. Sie trat jedoch später unter großen Schmerzen wieder aus dem Institut aus. Für das berühmte erste deutsche Oratorium in Leipzig schuf sie eine großartige Statue der hl. Elisabeth zum Jubiläumsjahr 1931, dem 700. Todestag der Heiligen. Durch seinen Freund Josef Weiger auf die junge Künstlerin aufmerksam geworden, lud Romano Guardini sie 1939 nach Burg Rothenfels ein. Der damals ebenfalls bekannte und vielgelesene katholische Schriftsteller und Theologe Joseph Bernhart schrieb 1940 einen höchst anerkennenden Beitrag „Über christliche Kunst“ in der anspruchsvollen Kulturzeitschrift „Die Schildgenossen“, worin er Maria Elisabeth Stapp, damals 32 Jahre alt, lobte: „Maria Elisabeth Stapp (...) hat aus ursprünglich treibender Begabung Werke von ungewöhnlicher formaler Sicherheit, Kraft des Ausdrucks und Reinheit der seelischen Mitteilung hervorgebracht. Nennt man ihre lebensgroße, aus einem Stamm geschnittene Heilige Elisabeth für das Leipziger Oratorium, ihren Ofen mit den drei Knaben im Feuer für das Beuroner Kloster, ihr Bildnis eines kleinen Kindes oder den Bruder Konrad in Majolika, so ist auch ihre technische Vielseitigkeit bezeichnet.“ Bernhart arbeitet die Schwierigkeit gerade der christlichen Plastik heraus, das Unsichtbare des Seelischen und des Göttlichen doch in den sichtbaren Ausdruck zu bringen, zusätzlich zu den allgemeinen ästhetischen Gesetzen der Kunst: „Sie sucht vorausnehmend für Auge, Ohr und Herz von dem zu sprechen, was für kein Auge, Ohr und Herz hier und jetzt

schon erfahrbar ist.“ Und Bernhart, der selbst ein Mann des Wortes und der Kunst war, fügt würdig hinzu, die junge Künstlerin reiche „in diese seltene hohe Art“.

Nachdem Maria Elisabeth Stapp 1944 in München ausgebombt wurde, zog sie zunächst in die Heimat ihrer Großeltern nach Ravensburg nördlich vom Bodensee. Schon 1948 richtete sie jedoch auf Einladung von Pfarrer Weiger ein Atelier für Arbeiten in Holz, Bronze, Stein, Majolika und Ton im ländlichen Pfarrhaus von Mooshausen am Illerkanal, wenige Kilometer westlich von Memmingen ein. Sie schuf dort zahlreiche Kunstwerke für Kirchen und Privatbesitz, darunter auch treffende Porträtplastiken. Ihr Atelier wurde, neben der Gastlichkeit des schönen spätbarocken Pfarrhauses, zum Anziehungspunkt für Kunstfreunde und Künstler, darunter für den Maler Wilhelm Geyer aus Ulm und den nach dem Krieg im schwäbischen Allgäu bleibenden Russe Viktor Ostroumov. Von seiner Hand hängen im Pfarrhaus drei großartige Ölporträts von Maria Elisabeth Stapp aus den Jahren 1947 und 1948. Ihrer durchaus praktischen Ader verdankt das Archiv auch Tonbandaufnahmen von Gesprächen mit Romano Guardini in kleiner Runde im Pfarrhaus.

Zu diesem bereits damals ungewöhnlichen Lebenswerk kommt also noch die besondere Örtlichkeit, in der Maria Elisabeth Stapp wirkte: Mooshausen. Seit 1997 ist dort eine Gedenkstätte für Romano Guardini, Josef Weiger und Maria Elisabeth Stapp zugänglich, vor allem wenn dort etwa achtmal im Jahr eine Tagung des Freundeskreises stattfindet. Denn das Pfarrhaus mit seinem schwäbischen Pfarrgarten, im Strahlungsfeld der Benediktinerklöster Ottobeuren und Beuron gelegen, stellt ein einzigartiges bauliches und geistiges Denkmal dar, seit Pfarrer Josef Weiger von 1917 bis zu seinem Tod 1966 darin eine Vielzahl von Gästen und Ratsuchenden empfangen hatte. An erster Stelle ist Romano Guardini zu nennen, der Tübinger Studienfreund Weigers, welcher seit 1917 regelmäßig zweimal im Jahr dort Gespräch und Austausch suchte und von 1943 bis 1945 vor dem Bombardement Berlins nach Mooshausen flüchtete. Der geistige Austausch in dieser seltenen Freundschaft ist zu erahnen in Guardinis *Briefen an einen Freund* (postum 1976), aber auch in den Übersetzungen John Henry Newmans durch Weigers Haushälterin Maria Theresia Knoepfler (1881-1927) (s. DT vom 17. 8. 2007). In langen Jahrzehnten wurde in der kleinen Zelle des Allgäuer Pfarrhauses das Konzil mit vorbedacht, auch durch Besucher und Anreger wie Joseph Bernhart (dessen Grabmal aus der Hand von Frau Stapp stammt), Manfred Hörhammer und Eugen Jochum. In all diese Freundeskreise war Maria Elisabeth Stapp mit einbezogen. Sie schuf in diesem Hause plastische Porträts von Guardini und Weiger; sie schuf eine Fülle von christlich inspirierten Kleinplastiken, darunter die sonst ganz unbekanntes „Handmadonnen“: in Bronze gegossene, handgroße Figuren einer Mutter mit Kind, die betrachtend zu umfassen sind - daneben freilich auch die lebensgroßen, aus Holz gearbeiteten Marienfiguren, deren eine ebenfalls im Hause aufgestellt ist. Aber es entstanden auch Marienfiguren von 30 cm Größe, darunter eine wunderbare Pietá, eine „Russen-Madonna“, die wie eine Flüchtlingsfrau ein Kind hinter sich herzieht, und ein besonders bezauberndes Halbr relief von Jesus als dreijährigem Kind mit einem Arm voller blauer Wegwarten. Und sie schuf eine Krippe für Romano Guardini, über deren Zauber er in seinem postum veröffentlichten Tagebuch *Wahrheit des Denkens, Wahrheit des Tuns* schreibt. Dort fällt auch der Satz: „Maria Elisabeth Stapp war auch da. Sie ist ein kostbarer Mensch, echt und rein, wie ich kaum einen anderen kenne.“ Die Krippe enthält 40 cm große Figuren, darunter Pfarrer Weiger als Hirten in grauem Loden und Romano Guardini als einen der Könige, in Purpur gewandet.

Bis 1988 konnte Maria Elisabeth Stapp in Mooshausen tätig sein, dann setzte ein Schlaganfall ihrer schöpferischen Kraft ein erzwungenes Ende. Sie starb nach jahrelanger Lähmung im April 1995 im Pflegeheim Altshausen/Württemberg.

Erinnert sei an ihre großen Werke vor allem in der Diözese Rottenburg/Stuttgart: Sie schuf das überlebensgroße, in Stein gehauene Martinusdenkmal in Weingarten, zum Dank für die Rettung vor Zerstörung der Stadt 1945, sowie an das Hauptportal im dortigen Konventbau des Benediktinerklosters. Sie gestaltete ferner die gesamte Ausstattung der Christkönig-Kirche in Ravensburg: eine farbig gefaßte Kreuzigungsgruppe, Altäre, Kanzel, Taufstein, Tabernakel; die Ausstattung der Kapelle im Hospital zum Heiligen Geist in Laupheim, eine Maria unter dem Kreuz in der - jetzt aufgehobenen - Kapelle des Paulusstiftes in Stuttgart; die Altäre in der Spitalkirche in Ravensburg, in den Pfarrkirchen Up-

flamör und Goppertsweiler; das Ehrenmal, den Marienbrunnen und die Mariensäule in Ravensburg; den Altar für die Magdalenenkirche in Biberach; den Hochaltar für die Klosterkirche in Heiligkreuztal; die lebensgroße Kreuzigungsgruppe für die Stadtpfarrkirche in Tettngang und vieles mehr, vor allem auch Grabsteine und Mahnmale. Die Kirche St. Sebastian in München-Schwabing birgt zwei frühe Arbeiten der Künstlerin: einen Taufbrunnen in der Krypta und ein Tafelbild des hl. Judas Thaddäus. Allerdings ist bereits festzustellen, daß manche Kunstwerke wieder aus den Kirchen verschwunden sind, ohne Spuren zu hinterlassen. So liegt die Tettnganger Kreuzigungsgruppe im Keller des Pfarrhauses und kann nicht besichtigt werden. Das Kunstwerk in Goppertsweiler (bei Tettngang) ist entfernt, ebenso der Hochaltar in der Klosterkirche Heiligkreuztal; Verbleib unbekannt. Es existiert dort nur eine Madonna, abgestellt in einem Büro. Die Innenausstattung in Upflamör bei Zwiefalten ist völlig neu, alles andere entfernt, Verbleib unbekannt. Nur zwei kleine Objekte (Weihwasser-Türchen und Taufstein-Deckel) sind erhalten. All dies wirft leider ein Licht auf den Umgang mit den Werken der vorangegangenen Generation.

Bereits 1962 versuchte das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Tübingen das künstlerische Werk von Maria Elisabeth Stapp würdigend in die Zeit einzuordnen: „Fern aller in der Kunstwelt kursierenden modischen Strömungen und frei von persönlichem Ehrgeiz arbeitet Frau Stapp in der Stille für ihren Beruf. Ihr weltanschaulich gefestigtes Leben ist erfüllt von unablässigem Suchen nach einem sichtbaren, plastischen Ausdruck für die tieferen Dinge. Ohne Gnade kritisch an sich selbst, mit einer nie versiegenden Phantasie begabt, von einem erstaunlichen Fleiß getrieben, keinem künstlerischen Vorbild verpflichtet, von einem sicheren Gefühl für das rechte Maß geführt, der Wirkung verschiedenster Materialien instinktiv bewußt, findet Frau Stapp bei den ihr gestellten Aufgaben eine überlegene gestaltete, eigenste Lösung. Wir kennen sie als Meisterin der Kleinplastik und des Majolika-Reliefs, als Porträtistin von Rang, als Bildhauerin...“ Diese Worte lassen sich bestätigen, wenn man nur an die für die damalige Zeit hoch ungewöhnliche Plastik einer „Maria, Jungfrau Israel“ denkt: einer schlanken Frauengestalt ohne Kind mit einem hebräischen Spruchband in der Hand, denn die Mönche von Otto beuren übersetzten für die Künstlerin das griechisch überlieferte *Magnificat* in die Ursprungssprache.

Der Freundeskreis Mooshausen kümmert sich um die Erhaltung und Verbreitung des Erbes von Maria Elisabeth Stapp. In der letzten Maiwoche 2008 wird für Gemeinden, in denen Kunstwerke von ihr stehen, ein Vortragsabend mit Lichtbildern angeboten. Aber auch andere interessierte Gemeinden können grundsätzlich an dem Angebot teilnehmen.

Zu den selbstgestellten Aufgaben des Freundeskreises gehört auch die Erarbeitung eines endgültigen Werkverzeichnisses der Künstlerin,

Informationen können per e-Mail unter mohr@mooshausen.de oder Tel. 0208/ 86 81 12 (Elisabeth Prégardier) erfragt werden.

Im Internet unter www.mooshausen.de finden sich weitere Angaben zur Zielsetzung und zu den aktuellen Veranstaltungen des Freundeskreises Mooshausen e.V., der aus den Anforderungen der Gegenwart heraus seine Themen aus dem spirituellen und künstlerischen Reichtum der mit dem Alten Pfarrhaus verbundenen Personenkreis schöpft.

11. 08. 2005

Der Mann, der die katholische Kirche Englands neu begründete

Zum 105. Todestag von John Henry Kardinal Newman (1801-1890) am 11. August -

Das Gewissen: Organ der Wahrheitsfindung über Gut und Böse



Es ist selten, dass auf einen einzigen Namen anhaltende geschichtliche Umwälzungen zurückzuführen sind. Im Falle von John Henry Newman ist es aber tatsächlich die einsame Stimme eines anglikanischen Geistlichen und leuchtenden Lehrers von Oxford, der den "zweiten Frühling" der katholischen Kirche in England nach Jahrhunderten des Verstummens, ja des blutigen Martyriums, zum Erblühen brachte. Dieser nicht zu erwartende Frühling reifte aufgrund einer qualvollen inneren Bedrängnis: Newman zog sich ab 1843 für drei Jahre lang in ein verschollenes englisches Dorf namens Littlemore zurück, um die nicht verstummende Mahnung seines Gewissens zu überprüfen. Die Entscheidung fiel im Oktober 1845 in großer, bewegender Demut für den Übertritt in das Rom des Petrus - jenes Rom, das Newman in seinen jungen Jahren als

Vertreterin Babylons gebrandmarkt hatte. Welch ein Weg und welch ein Drama des Gewissens! Dieses Drama endete am 11. August 1890, als Newman nach Jahren der Verleumdung - von Leo XIII. zum Kardinal erhoben - in Birmingham im Kreis seiner Mitbrüder des Oratoriums still und unmerklich entschlief. England bereitete ihm ein überwältigendes Totengeleit. Von dem Theologen Newman wird immer wieder und mit gewissem Recht behauptet, er sei ein unsystematischer, oder positiv gewendet: ein biographisch-„existenzieller“ Denker gewesen. Dies spielt auf Newmans durchgängige persönliche Rechtfertigungsschriften an. Dazu zählen schon die frühen Oxforder Universitätspredigten, erst recht die Traktate der Oxford-Bewegung ab 1833, dann die *Apologia pro vita sua* 1863, der Brief an den Herzog von Norfolk 1874 und anderes. In solchen Arbeiten antwortete Newman in der Tat auf zeitgenössische Herausforderungen oder sogar Verleumdungen. Aber auch die innere Auseinandersetzung mit eigenen Schwierigkeiten, der schmerzhafteste Kampf um Klärung der religiösen Wahrheit führte zu biographisch grundgelegten Schriften. Es sei nur erinnert an den "Versuch über die Entwicklung der christlichen Lehre" 1845 im Vorfeld der Konversion vom Anglikanismus zum Katholizismus, oder an die jahrelang in immer neuen Anläufen entworfene "Grammatik der Zustimmung" 1870. Beide "Versuche" entstammen bedrängend empfundenen theoretischen Schwierigkeiten des Autors. Sie waren wesentlich auch Inhalt der erwähnten schweren Lebenskrise von 1843 - 1845, bis sie sich in der Konversion lösten. Newmans revolutionärer Übertritt, der ganz England aufstörte, war die Folge eines immer feiner ausgebildeten Gewissens. Und dieses zwingende Handeln aus dem Gewissen geht bei Newman einher mit einer deutlichen Kritik der Vernunft. Vernunft/reason galt im aufgeklärten England des 19. Jahrhunderts als einziger Maßstab des Handelns - ihm hatte sich auch das Christentum zu beugen. Newman bemerkte später in seinem untergründig humorvollen Stil, dass der Raum der Theologiedozenten an der Universität Oxford nur noch "nach Logik stank". "Unsere Geisteskräfte erweisen sich nämlich als sehr schwach bei allen Untersuchungen auf sittlichem und religiösem Gebiet. So klarsehend die Vernunft, ein so zuverlässiger Führer sie in anderen Dingen ist - in Fragen, die mit unseren Pflichten gegen Gott und Mensch zusammenhängen, ist sie auffällig kurzsichtig und zweideutig. Und ohne Föhlung zu halten mit den Quellen göttlicher Mitteilungen besteht die dringende Gefahr, dass sie die Wahrheit ganz verfehlt." Der Inbegriff aller "falschen Weisheit ist das Vertrauen in unsere eigene Kraft, religiöse Wahrheiten zu ergründen, statt sie anzunehmen. In der

Welt, welche nicht nach Wahrheit, sondern nach Vorteil fragt, wird die Vernunft an Stelle des Gewissens gesetzt und maßt sich dessen Hoheit an." Diese Vertauschung wird seit 1826 in Newmans Universitätspredigten und seit 1833 in der Oxford-Bewegung zum Ziel des scharfsinnigen Angriffs. Der Glaubensakt bedarf selbstverständlich der Gründe, die aber von anderer Klarheit sind als der Vernunftakt - dies wird Thema der künftigen Essays. "Theologisches zu schreiben ist wie Seiltanzen einige hundert Meter über dem Boden. Es ist schwer, sich vor dem Fall zu bewahren, und der Fall ist groß." Newman sieht das Gewissen als eine interkulturelle menschliche Konstante, die sich aufweisen lasse durch den Vergleich unterschiedlichster Religionen. Damit ist über die Funktion des Gewissens im Blick auf seinen Wahrheitsbezug und dessen Umsetzung im Tun allerdings noch nichts gesagt. Für Newman gehört das Gewissen zu den Mitteln der Wahrheitsfindung wie die Vernunft. Doch das Gewissen steht in einer anderen Konstellation als die Vernunft, nämlich in der dreifachen Konstellation: a) von unleugbarer Naturanlage, die Newman als vorgegebenen moralischen Sinn für Gut und Böse bezeichnet, b) von normativem Anstoß durch die "Stimme" Gottes, und c) dem Pflichtgefühl (sense of duty) in der jeweiligen Lage. Dieses Pflichtgefühl ist nicht identisch mit dem allgemeinen moralischen Sinn und kann durch nachgeschobene, eben "vernünftige" Argumente verbogen werden. Es gibt also kein nur allgemeines, naturwüchsiges Handeln nach dem Gewissen, sondern immer ein konkretes, das sich dem Willen und der Entscheidung im unmittelbaren Angesprochenen verdankt. Newman nennt den letzten, dritten Teil des Gewissensvollzugs to realize. Es ist der persönliche, unvertretbare Anteil am Gesamt des Gewissens, während die "Stimme Gottes" nicht die eigene ist und mit der eigenen auch nicht verwechselt wird, was schon die Furcht vor Strafe oder die Scham zeige (auch hier geht er beschreibend an verschiedene Religionen heran). Erkennen und Handeln nach dem Gewissen ist somit nicht ein bloßes Regelbefolgen. Das allgemein Gültige, das das Herz schon weiß und das die Stimme Gottes wieder in Erinnerung ruft, muss vielmehr nach dem jeweiligen Gegenstand beurteilt werden. Guardini, zeitweise ein ausgiebiger Newman-Leser, formuliert: "So kommen auch im Gewissensakt andere Funktionen zur Auswirkung: Verstehen des Einmaligen, Erraten des hier und nur hier Möglichen, Gefühl für das, was es noch nicht gibt. Auch die Freiheit hat einen anderen Charakter. Die innere Initiative stellt sich dem Einvernehmen zur Verfügung, löst sich für das Neue, errät und schafft... Das Wertbild aber, das hier hervortritt, wird entscheidenderweise von der Verantwortung für das, was es noch nicht gibt, vom Wagnis und von der Entdeckung bestimmt." (Einführung zu Jean-Pierre Caussade). Übrigens hält Newman - aus Beobachtung eigener Gewissensregung und Lektüre der Heiligen Schrift - in der Regel den ersten Impuls für die entscheidende "Stimme"; sie werde nämlich bei längerem Zuwarten durch fehlgeleitete "Vernunftargumente" überdeckt. "Hütet euch davor, mit eurem Gewissen zu spielen (...) Oft hört man sagen, die zweiten Gedanken seien die besten. Dies mag von Gegenständen der Überlegung stimmen, nicht aber in Dingen des Gewissens. In Dingen der Pflicht sind in der Regel die ersten Gedanken die besten, in ihnen redet Gott zu uns (...) Gott gibt uns dann und wann Warnungen, aber Er wiederholt sie nicht (...) Balaams Sünde bestand darin, dass er nicht nach dem ersten Befehl Gottes handelte." Die alttestamentliche Erzählung von Balaam oder Bileam schildert, dass nur die Eselin den zürnenden Engel erkannte, nicht aber ihr Herr - diese Geschichte wird von Newman immer wieder zur Mahnung herangezogen. "Zuerst verkündet uns unser Gewissen in klarer und unverhüllter Weise, was recht und was schlecht ist; spielen wir aber mit diesen Warnungen, so wird unsere eigene Vernunft verkehrt, kommt unseren Gelüsten entgegen und täuscht uns zu unserem Untergange. Dann fangen wir an einzusehen, dass es Gründe gibt, mit denen sich schlechte Handlungen verteidigen lassen, und wir leihen ihnen so lange das Ohr, bis wir dahin kommen, sie für wahr zu halten. Stellen sich vielleicht später gute Gedanken nochmals ein, und machen wir schwache Anstrengungen, wirklich und ehrlich die Wahrheit zu suchen, finden wir unseren Geist inzwischen so verwirrt, dass wir nicht mehr fähig

sind zu unterscheiden, was Recht und was Unrecht ist." Die Vernunft ist das willige, vielleicht sogar unbewusste Werkzeug der Verstockung (und man beachte, dass Newman selbst ein begnadeter Intellektueller war!): "In all solchen Fällen ist kein Ende des Hinundherstreitens über Gut und Böse, wenn wir uns erst einmal damit einlassen. Es gibt zahllose Wege zu handeln, und jeder lässt sich mit artigen und ausgiebigen Argumenten verteidigen. Der einfältige, unbeteiligte Menschenverstand wird aber den Fall auf den ersten Blick entscheiden, ohne der Argumente zu bedürfen. Geben wir jedoch dem stillen Mahner nicht sofort Gehör, so verlischt sein Licht unbemerkt, überantwortet uns auf Gnade und Ungnade der schwankenden Meinung, und wir tasten umher unter höchst zweitklassigen Führern (...) Wer sagt uns, wo wir endlich einhalten werden?" Dies erzeugt "einen Zustand, ähnlich dem eines Menschen, der eine schreckliche Krankheit überstanden hat, durch welche die Konstitution seines ganzen Organismus gelitten hat. Jene schnelle und klare Erkenntnis von Recht und Unrecht, die uns früher leitete, ist verschwunden, wie die Schönheit des Antlitzes oder die Schärfe des Augenlichtes nach gewissen körperlichen Leiden. Wenn wir (...) zu entscheiden versuchen, welchen Weg die Pflicht uns einschlagen heißt, werden wir geschwächte und schwankende Kräfte zu solcher Untersuchung mitbringen. Kommen wir endlich zum Handeln, so werden sozusagen unsre Füße von selbst den falschen Weg einschlagen und wir werden Unrecht tun, wo wir recht zu handeln wünschen." Am Ende kommt es zu jener Heuchelei, "auf die wir auf Schritt und Tritt stoßen, jenen Zustand des Geistes, in welchem die Vernunft einsieht, was wir sein sollten, das Gewissen dies zur Pflicht macht, das Herz aber unfähig ist, ihm nachzukommen und deshalb den Verstand nur mehr zum Erfinden von Ausreden und Kompromissen gebrauchen muss (...) Darum gibt er sich fortwährend Mühe, seine Stellung zu befestigen, sein Verhalten zu erläutern und sich selbst zu entschuldigen. (...) Aber etwas anderes ist es, gute Ausflüchte, etwas anderes, gute Beweggründe zu haben! Klarerweise ist für Newman aber der Mensch erst im Tun, also im Hören und Befolgen, nicht allein im Wissen des Rechten, gewissenhaft. Hier wird die Wahrheit eine getane, sie wird realized. Genauer: Sittlich rechtes Handeln ist realisierte Wahrheit. Nochmals: Der Gesamtvollzug ist wieder dreifach gestaffelt: moralischer naturgegebener Sinn, erinnernder, auslösender Befehl durch die Stimme Gottes, Realisierung in der Lage. In dem letzten, dem persönlichen Auffassen und Befolgen, stecken allerdings auch die Möglichkeiten des Missverständnisses, eines "guten Glaubens" trotz irriger Auffassung. Daher kann Newman auch die Befolgung eines irrigen Gewissens für verpflichtend halten. Unbestreitbar spricht für Newman im Gewissen ein objektives Moment: die Wirklichkeit. Auf sie zielt alle Theorie, von ihr spricht die "Stimme" Gottes als wirkliche und wirksame. Auch sie setzt sich aber nicht einfachhin durch, auch sie fällt nicht unvermittelt ein. Sie meldet sich im Anspruch der konkreten Lage. Die Leistung des Menschen im Gewissen ist, ethisch gesehen, ein bedingtes, abhängiges "Hören", das er selbst abdichten kann, so dass sein Tun ein richtiges oder falsches Tun wird. Allerdings ist der Mensch verpflichtet zur Schärfung des Ohres - daher die entscheidende Schulung des Gewissens durch die allgemeine Kultur, durch die Kirche und durch (Selbst-)Erziehung. Noch einmal aber zur Frage der Objektivität. Die erste Objektivität ist bei Newman das Wissen von Gut und Böse, verstärkt durch unterrichtende Institutionen; die zweite Objektivität ist die unüberhörbare Stimme, die ebenso einleuchtend sei wie das eigene Ich. Denn für Newman ist diese Stimme des Gewissens der erste, ursprünglichste und wichtigste Gottesbeweis. Das ist erstaunlich für jemanden, der den bekannten akademischen Gottesbeweisen nicht ablehnend, aber doch eigentümlich gleichgültig und unberührt gegenüberstand. "Wäre es nicht diese Stimme, die so deutlich in meinem Gewissen und in meinem Herzen spricht, ich würde bei der Betrachtung der Welt zum Atheisten, Pantheisten oder Polytheisten. Ich rede hier nur von mir selbst; es liegt mir fern, die wirkliche Kraft der Beweisgründe für die Existenz Gottes zu leugnen (...), aber sie erwärmen und erleuchten mich nicht." Aber: "Wenn man mich fragt, warum ich an Gott glaube, so antworte ich, weil ich an mich selber glaube, denn es

scheint mir unmöglich, an mein eigenes Dasein zu glauben (und dieser Tatsache bin ich ganz gewiss), ohne zugleich an die Existenz dessen zu glauben, welcher als ein persönliches, allsehendes, allrichtendes Wesen in meinem Gewissen lebt." Das Gewissen weiß, dass es darin mit Jemand, nicht mit Etwas zu tun hat: "Man schämt sich nicht vor einem Hund oder Pferd, man zittert nicht darum, die Liebe eines Steines verscherzt zu haben; wir haben weder Reue noch Zerknirschung, das Gewissen verkündet eine sehende, urteilende, richtende Person." Es ist dieses persönliche Sich-Gefordert-Wissen, das die Gewissensentscheidung aus dem Bereich des Zufälligen und Wahrscheinlichen immer stärker in die Verpflichtung führt, mit aller Kraft das wirklich Rechte suchen und tun zu müssen. Die Folgerung aus vielen (auch Fehl-)Erfahrungen führt in die sich verdichtende Gewissheit, das Rechte tatsächlich erkennen zu können, ja, dafür innere Zustimmung zu erhalten. Dass Newman in hohem Maße diese Forderung und Zustimmung objektiv in einem natürlichen Sittengesetz und in der göttlichen Stimme verankert sieht, mag überraschen. Aber auch die subjektive Seite des Hörenden und Handelnden ist neuzeitlich eingebracht. Für die heutige wahrheits skeptische und wahrheitsmüde Zeit sollte dies ein neues Nachdenken mit Hilfe dieses großen Vordenkers einleiten. Jedenfalls: Wenn Newman immer wieder mit dem berühmten Trinkspruch zitiert wird: "...zuerst auf das Gewissen, dann auf den Papst!", so ist hier mitzuhören, dass das Gewissen selbst nicht ein einfaches Meinen, ein beliebiges Entscheiden bedeutet. Newman hat es unter strenge Selbstverpflichtung gestellt - strenger, als es heute gefällt. Dass er dies mit dem Charme und dem Stil des begnadeten Theologen tut, ist ein Geschenk an die Christenheit.

28. 08. 2007

Einer Freundschaft Blühen: Romano Guardinis Blick auf eine Frau.

*Zum 80. Todestag einer (fast) Unbekannten
am 17. August 2007: Maria Theresia Knoepfler*

*Mooshausen: ein Ort ungewöhnlicher Menschen,
ungewöhnlicher Freundschaften*

Im spätbarocken Pfarrhaus von Mooshausen im schwäbischen Allgäu, auf halber Strecke zwischen München und Lindau an der Iller gelegen, tat ein unvergessener Pfarrer für 50 Jahre seinen Dienst: Josef Weiger. Sein Leben umfaßte sechzig Jahre gemeinsamen Weges mit Romano Guardini. Josef Weiger war zwei Jahre älter und starb zwei Jahre früher als dieser, beide mit 83 Jahren. Vom 3. September 1917

bis zum 16. Januar 1957 wirkte Weiger als Pfarrer in Mooshausen, einer Gemeinde von 300 Seelen, die er trotz einer Reihe von ehrenvollen anderen Angeboten nicht verlassen wollte. Für diesen seinen besten, lebenslangen Freund fand Guardini die Worte: „Ich freue mich sehr auf Dich und Dein Haus. Dort ist schließlich doch der einzige Ort, wo ich innere Heimat fühle.“ (Brief vom 16. September 1930 aus Isola Vincentina) An dieser Gastlichkeit hatte jedoch eine Frau tiefen, ja entscheidenden Anteil: Maria Theresia Knoepfler, die dort die ersten zehn Jahre als Haushälterin wirkte, bis sie 1927 überraschend mit 46 Jahren verstarb.



Radierung von Karl Otto Speth

Maria Theresia Knoepfler

In die Freundschaft der beiden Männer gehört ein Name, der vor allem in den frühen, hoffentlich bald edierten Briefen Guardinis an Weiger deutliche und besonders schöne Gestalt annimmt: die Müllerstochter Maria Theresia Knoepfler von der Aumühle an der Argen in Wangen. Josef Weiger lernte sie im Herbst 1911 als Vikar an seiner ersten Stelle in Wangen kennen und war sofort von ihrer ungewöhnlichen Geistigkeit eingenommen. Geboren am 20. September 1881 in der Aumühle, hatte sie zwar nur eine kurze Schulbildung genossen, ihre hohe Intelligenz und Wissensbegierde führten sie aber zu beträchtlichen Eigenstudien, u. a. zur Lektüre von Schopenhauer und Nietzsche; im Archiv Mooshausen sind mehrere Hefte Maria Knoepflers mit Textauszügen aus Philosophie und Theologie, versehen mit eigenen Reflexionen, auch zu Nietzsche, erhalten. Schon vor der hausfraulichen Arbeit in Mooshausen führte die Müllerstochter ein Gästebuch in Wangen, in dem sich die Maler Gebhard Fugel (1863-1939) und Karl Otto Speth (+1922), der damalige Weingartner Benediktiner Daniel Feuling OSB, Philipp Funk und nicht zuletzt Romano Guardini eintrugen.

Er begegnete ihr 1913 in der väterlichen Mühle in einer nie vergessenen Szene, die in seinen späten *Berichten über mein Leben* (1945 in Mooshausen geschrieben) nachklingt: „Noch spüre ich das seltsame Gefühl von Schicksal, das mich überkam, als wir die Treppe hinaufgingen, und Maria Knoepfler uns entgegentrat, in schlichter Gastfreundschaft uns willkommen hieß, und ihre Augen so forschend auf mir lagen...“

Schon vor dieser Begegnung hatte Maria Knoepfler 1912 begonnen, Englisch zu lernen, um John Henry Newman zu übersetzen; Die Anregung geht wohl auf den Tübingen Dogmatiker Wilhelm Koch zurück, mit dem sie in Berührung kam (wohl durch Weiger) Tatsächlich hat sie Newmans Renaissance

im deutschen Sprachraum mit ihren sprachschönen und verlässlichen Übersetzungen, die heute nach maßgeblich sind, eingeleitet. Gedruckt wurden sieben Übersetzungen Newmans, darunter die berühmte *Apologia pro vita sua*, ferner die *Briefe aus der katholischen Zeit seines Lebens* in zwei Bänden, in den von Matthias Laros herausgegebenen *Ausgewählten Werke* Newmans (Bd. 1 und Bd. 9/10), Mainz (Grünwald) 1922 und 1929/1931. Hervorzuheben ist die ungewöhnliche Wirkung, die Knoepflers Übersetzung von Newmans Aufsatz *Der hl. Philipp Neri* (erschieden im Münchner Theatiner Verlag 1922) hatte: Die kleine Schrift führte später zur Gründung der deutschen Oratorianer in Leipzig und anderswo.

Ferner lernte sie Französisch und übertrug das Meisterwerk von Louis Duchesne, *Origines du culte chrétien* (Paris 1889); wegen des damaligen, längst widerlegten Modernismus-Verdachts konnte es nicht erscheinen, obwohl sich Guardini deswegen an Abt Herwegen von Maria Laach wandte, und liegt im übrigen bis heute auf deutsch nicht vor. Sie studierte Zellers *Geschichte der Philosophie der Griechen* – alles nach belastender und körperlich erschöpfender Hausarbeit. Die bedrängende Not ihres Elternhauses, das schließlich um 1916 verkauft werden mußte, legte eine Schwermut auf ihr Gemüt, die nur durch geistige Arbeit und durch einen tief wurzelnden Glauben aufgehellt wurde. Guardinis Nachruf auf sie, ein Jahr später in der bedeutenden Rothenfelser Zeitschrift *Die Schildgenossen* erschienen, ist in seinem Schrifttum einzigartig. „Ihre Natur hatte die Begabung zu einer weiten Existenz. Sie hätte Herrin eines großen Besitzes sein sollen. (...) Die Welt zu sehen, das Leben zu meistern, große Gastfreundschaft zu üben, zu schaffen, zu schenken und zu helfen – das wäre nicht nur ihre Freude gewesen, sondern Recht ihrer Veranlagung. Die enge, nie sich lösende Not hat sie wund gedrückt (...) Sie ist eine heimliche Fürstin gewesen und hat doch so hart um die Existenz sorgen müssen.“

Neben einem tragischen und schwermütigen Grundzug in ihrem Leben betonte Guardini weiterhin ihren „Durst nach dem ewigen Frieden und nach der Fülle der Schönheit und die Fähigkeit für alles, was edel ist, stark, kostbar auf Erden“.

Und er bezeugt in seinem Nachruf – bemerkenswert bei seiner sonstigen Verschwiegenheit im Religiösen -, sie habe ihn den *Glauben* gelehrt. In der Kennzeichnung dieses Glaubens findet er Worte, die rückwirkend ins Licht heben, was zu seiner eigenen Haltung wird: „Ihr Tiefstes und Letztes wurzelte im Glauben. Das habe ich von ihr gelernt, fürs Leben, und sage ihr dafür ehrfürchtigen Dank. (...) Glauben bedeutet nicht, daß sich alles in Harmonie löse. (...) Es ist tragischer Glaube, möchte ich sagen, der es trägt, daß im gleichen, engumgrenzten Menschenleben gegeneinander stoßende Wirklichkeiten stehen; ewig, göttlich die einen; vergänglich die anderen, aber auch sie wirklich – und es gibt eine besondere Treue, die gottgesetzte, ewigkeitbereitende Wirklichkeit der endlichen Dinge nicht zu verdünnen. Dieses Nebeneinander, ja Gegeneinander auf sich zu nehmen, das ist Glaube. (...) Es ist herber Glaube, voll Größe, aber auch voll tiefen, geistigen Glücks, und ganz lebend in der Hoffnung.“

Maria Knoepfler übertrug 1914 Guardinis Freiburger Dissertation über Bonaventura aus dem Stenogramm, all das neben der gewohnten Arbeit, fast fehlerfrei, obwohl sie nicht Latein konnte. Umgekehrt zeigen die Briefe Guardinis an Weiger, daß er ihr wohl bei der Übersetzung von Newmans *Apologia* half. In diesen Briefen wird sie häufig unter der Abkürzung „D. M.“ erwähnt: als „Dein Mütterchen“. Ab 1917 führte sie Weiger in Mooshausen den Haushalt, in dem auch ihr alter Vater unterkam (der vier Wochen vor ihr verstarb). Ein Blinddarm-Durchbruch, nachdem sie schon mehrere Entzündungen klaglos überstanden hatte, setzte ihrem Leben am 17. August 1927 überraschend ein Ende; sie wurde im Weigerschen Familiengrab in Ravensburg bestattet. Ihr Verlust traf die beiden Freunde genau ein Jahr nach dem noch nicht verwundenen Unfalltod Karl Neundörfers, der im Engadin in der

Schweiz im Fexgletscher abgestürzt war, am 13. August 1926. Beide, Guardini und Weiger, hielten die Frühverstorbene in hohem Angedenken. Guardini hat an Maria Knoepflers ungewöhnlicher Stärke und Innerlichkeit wohl auch sein Frauenbild geprägt. Es spricht manches dafür, daß er in seiner Deutung Dantes das Vorbild Maria Knoepflers vor Augen hatte, wie es Karlheinz Wiesemann (jetzt Weihbischof in Paderborn) herausarbeitete.

Die Frau als Führerin zur Vollendung

Guardini kreiste vielfach um das größte Gedicht nicht nur der heimatlichen Sprache, sondern des abendländischen Mittelalters: Dantes *Divina Commedia*. Neben dem heidnisch-unerlösten Dichter Vergil, der Dante in die Tiefe führt, ist es die erlöste Freundin Beatrice - schon ihr Name kündigt ihr selig-glückliches Wesen an -, die Dante in die Höhe führt. In Guardinis schmalem Bändchen *Vision und Dichtung* (erschienen 1940) werden Beatrice nur wenige Zeilen gewidmet; darin erscheint sie als Fordernde und Führerin, die aus Schwierigem ins Leichte leitet. „Von der Spitze des Läuterungsberges aus ist es ein Schweben, besser ein Hinaufgenommenwerden, das immer offener den Charakter der Entrückung trägt. Was aber entrückt, ist das Lächeln seiner Führerin, Beatrice, das ganz Holde und Mühelose, das Symbol der Gnade.“ Dieses zauberhaft Schöne wird noch einmal angesprochen: „Was die Gestalt Beatrices ausdrückt: daß die vollkommene Macht nicht in der Größe der Leistung, sondern im rein Geschenkten, im Lächeln der geliebten seligen Frau liegt, setzt sich durch die Rose ins Kosmische fort.“

Diese wenigen Zeilen spielen auf Guardinis tiefstes Gottesverständnis an; sie enthalten lauter Gottesattribute: Huld, rein Geschenktes, Gnade, Müheloses. In seiner Psalmenübersetzung liebte es Guardini, *gratia* mit Huld wiederzugeben, um die zu theologisch klingende Gnade zu verfremden, aber auch um mit dem Wort Huld an etwas anderes zu erinnern: an Schönheit. Schönheit war ihm ein Gottesattribut letzter und herrlichster Art. „Schönheit ist die Weise, wie das Sein für das Herz Angesicht gewinnt und redend wird. In ihr wird das Sein liebesgewaltig, und dadurch, daß es Herz und Blut berührt, berührt es den Geist. Darum ist die Schönheit so stark. Sie thront und herrscht, mühelos und erschütternd.“ Selbst die Schönheit der gefallenen Schöpfung irritiert nur, weil sie den Abglanz des Göttlichen ins Böse verdreht, was also Vollendung ausdrückt, herunterzieht - eine um so stärkere Verführung, als sie die Spur Gottes noch an sich trägt. Das Böse muß sich gewissermaßen mit dem Schönen tarnen. Dennoch bleibt das Schöne Hinweis auf seinen Ursprung; Guardini macht die Beobachtung, in der Apokalypse werde „von der eschatologischen Schönheit der erlösten Welt“ gesprochen. Beatrices Schönheit spiegelt diejenige der Himmelsrose wider; mit beiden ist in der Welt der möglichen Bilder ein Letztes aufgerufen: Dante „empfindet das Dasein wirklich so, daß er das Letzte über dessen Ordnung und Charakter unter der Kategorie der überzwecklichen Schönheit sagen muß.“ Der Zweck gehört der Welt des menschlichen Handelns an, das Zweckfreie, Absichtslose der Welt Gottes.

Es ist entscheidend, daß Guardini in Beatrice nicht die Frau als Gattungswesen, sondern die konkrete, geliebte, identifizierbare Eine sieht. Keine platonische Wesenheit wird erschaut, sondern geschichtlich gewordene Gestalt. Zu dieser geschichtlich Wirklichen steht nicht das Sinnbild des Weiblichen im Widerspruch, das sie zugleich ausdrücken kann, denn das Sinnbild hat nur Bestand, ja Gültigkeit, sofern es lebendig ist und lebendig erlebt wurde.

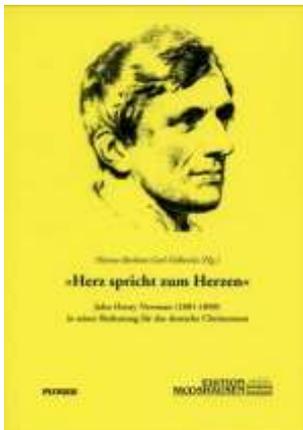
Guardinis Deutung von Beatrice wirkt so stark, weil er tatsächlich auf die Einzigkeit des lebendigen Profils eingeht. Daß ihm dafür selbst das Auge erst geöffnet werden mußte, und zwar vermutlich in „geschenker“ Begegnung mit Maria Knoepfler, macht seine Gabe des Sehens und Sehenlehrens nicht kleiner.

Aller Gastfreundschaft tiefster Sinn

Noch heute hängen zwei Porträts der ungewöhnlichen Frau im Pfarrhaus, das jetzt von einem Freundeskreis zu einer Tagungstätte ausgebaut worden ist. Ein Ölporträt zeigt Maria Knoepfler als Kopf-

studie zu einer heiligen Cäcilia, die dann in einem ganzfigurigen Deckenfresco der Spitalkirche in Wangen im Allgäu wieder erscheint. Es stammt von Gebhard Fugel, der mit seinen historischen Gemälden ein neues, nicht-nazarenisches Jesus-Bild einleitete und der mehrfach Gast und Freund im Pfarrhaus war. Das zweite Porträt ist eine Radierung aus der Hand des weithin unbekanntenen frühverstorbenen Malers Karl Otto Speth (+1922), der ebenfalls dort verkehrte und dessen expressionistische Gemälde auch von Guardini geschätzt und für seine Berliner Wohnung erworben wurden.

Im Blick auf das in Mooshausen Erlebte hielt Guardini in den 20er Jahren einen tiefen Eindruck fest. In dem Kapitel „Gastfreundschaft“ in den seinerzeit berühmten *Briefen über Selbstbildung* setzte er Maria Knoepfler ein Denkmal, ohne sie beim Namen zu nennen: „Sieh, dies ist aller Gastfreundschaft tiefster Sinn: Daß ein Mensch dem andern Rast gebe auf der großen Wanderschaft zum ewigen Zuhause. Daß er für eine Weile ihm Bleibe gebe für die Seele, Ruhe, Kraft und das Vertrauen: Wir sind Weggenossen und haben gleiche Fahrt.“ Mooshausen und die dortigen Freunde waren Rast und Kräftigung eines Mannes, dessen Name schon jetzt zu den großen Theologen im 20. Jahrhundert zu zählen ist. Wer war in diesem Kreis gebend, wer empfangend?



Eine ausführliche Biographie verfaßte der Regensburger Dogmatiker Alphonse Knoll: „In officio Caritatis.“ Leben und Werk der Newman-Übersetzerin Maria Knoepfler (1881-1927) 75 Jahre nach ihrem Tod, in: H.-B. Gerl-Falkovitz (Hg.), *„Herz spricht zum Herzen.“ J. H. Newman in seiner Bedeutung für das deutsche Christentum*, Edition Mooshausen 2002, S.71–127.

26. 02. 2009

„Evangelist mit dem Pinsel“.

Zum 70. Todestag des Malers Gebhard Fugel
am 26. Februar 2009

Wer seinen Religionsunterricht in den 50er und 60er Jahren erhielt, mag noch mit den berühmten Schulwandbildern von Gebhard Fugel unterrichtet worden sein, auf denen unendlich viel zu entdecken war. Um die Gestalt Jesu waren Personen, Gebäude, Landschaften mit genau gezeichneten Einzelheiten gruppiert, das Kolorit hebräischer Wüste, orientalischer Architektur und üppiger Gewandung wechselte aber auch mit blühenden deutschen Apfelbäumen, unter denen die Kinder zu Jesus liefen. Jedenfalls konnte man sich auf eine „Augenreise“ machen, die im umfangreichen Werk Fugels auf grandiose Weise in einem Panorama der Stadt Jerusalem gipfelte: Es wurde 1905 als Rundfresko in einer eigens dafür gebauten Kapelle in Altötting, nahe dem Pilgerplatz, gemalt und erst vor wenigen Jahren als eines der seltenen europäischen Exemplare von Panoramen restauriert. Wer es unter „Gebhard Fugel, Panorama“ im Internet aufruft, erblickt das monumentale Stadtbild Jerusalems in einer langsamen, majestätischen Drehung in weitgehend historischer Detailtreue. Dramatisch wirkt die Gegenüberstellung der stolzen Mauerkrone Jerusalems mit der Burg Antonia, dem Praetorium und der ungeheuren Tempelmauer und dem außerhalb auf rohem Fels liegenden Hinrichtungshügel, auf dem sich drei Kreuze inmitten einer verstreuten Zuschauermenge in den bläuen Himmel strecken.



Die Malerei Fugels ist heute wegen ihrer Gegenständlichkeit von vielen nicht mehr geschätzt. Dennoch war sie zu ihrer Zeit ein Durchbruch gegenüber der reinen Historienmalerei und andererseits gegenüber der hieratischen, streng sakralen Beurer Kunst, die in letzter Zeit wieder eine Würdigung erfährt.

Gebhard Fugel war 1863 in Oberklöcken bei Oberzell nahe Ravensburg geboren. Von Kindheit an übte er sich im Zeichnen und Modellieren, wozu ihn eine dörfliche Lehmgrube verlockte. Statt wie gewünscht Lehrer zu werden, kam er vierzehnjährig zum Bildhauer Schnell in die Lehre nach Ravensburg, wechselte dann aber in die dortige Zeichenschule und schon nach zwei Jahren auf die Stuttgarter Akademie, wo er 1886 sein erstes Examen ablegte. Der Durchbruch gelang ihm bereits mit seinem Erstlingswerk, das die damalige Kunstwelt bei der Münchner Ausstellung in Staunen versetzte: mit dem Bild „Christi Krankenheilung“ von 1885/86. In Farbigkeit und atmosphärischer Stimmung nahm Fugel damals frühzeitig Anreize des französischen Impressionismus auf, galt also als „Moderner“. Mehr noch: Zum Ärger seiner Stuttgarter akademischen Lehrer war „die Moderne zum ersten Male im großen Stile an einem Tafelgemälde der christlichen Historie zur Anwendung gekommen“, wie der Beurer Mönch und Kunsthistoriker Ansgar Pöllmann OSB rückblickend schrieb.

Als sich um die Wende zum 20. Jahrhundert die ungegenständlich-abstrakte Malerei entwickelte, ging Fugel jedoch nicht darauf ein, sodaß er mit seiner ausgeprägt biblischen Thematik und der Genauigkeit seiner Ausarbeitungen schon bald wieder als Nicht-Moderner angesehen wurde. Er verweigerte sich jedoch, tief begründet in seiner Frömmigkeit, jeder Moderichtung, um bei den religiösen Sujets zu bleiben. Die Zahl seiner Ausmalungen ist beträchtlich; am bekanntesten wurde er innerhalb

seiner Bodensee-Heimat, wo er in Saulgau, Isny, Wangen, Langenargen, Hergensweiler, Bregenz, Ravensburg und an vielen kleineren Orten malte, während er außerhalb bis Homburg, Mühlendorf am Inn, sogar Padua und letztlich München wirkte. Seit 1890 lebte er überhaupt in der Kunststadt München, wo ihm die Schwabinger Kapuzinerkirche St. Joseph einen berühmt gewordenen Kreuzweg verdankte, zu dem Joseph Bernhart, auch er ein Allgäuer, einen Text verfaßte. Während dieser Kreuzweg im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, blieb das Altarbild erhalten, das St. Joseph in einer „Sacra Conversazione“ nach Art der venezianischen Malerei, also im Umgang mit anderen Heiligen, darunter Franziskus und Teresa von Avila, zeigt.

Zu erwähnen ist ein Freundeskreis, der sich seit Fugels Freskenzyklus in der Wangener St. Martins-Kirche (1899) um ihn sammelte. In dieser Zeit könnte er Maria Theresia Knoepfler (1881-1927) kennengelernt haben, die junge Frau von der Mühle an der Argen, die er in mehreren Porträts in ihrer dunklen, ebenmäßigen Oberländer Schönheit festhielt und die er als heilige Cäcilia im Deckengemälde der Wangener Spitalkirche verewigte. Maria Knoepfler wiederum lernte 1912 den damaligen Vikar Josef Weiger (1883-1966) kennen und durch ihn Romano Guardini (1885-1968). In dem noch erhaltenen Gästebuch der hochbegabten Müllerstochter und späteren Newman-Übersetzerin stehen die Namen Fugel, Weiger, Guardini und einige andere beisammen. Die beiden Freunde schätzten die Kunst Fugels sehr, der im übrigen eine treffende Porträtstudie des noch jungen, sehr italienisch wirkenden Priesters schuf. In dem erst neuerdings edierten Briefcorpus Guardinis taucht der Wunsch auf, in einer neuen Schriftenreihe möge Weiger auf Fugel eingehen unter dem Motto „volksmäßige Kunst“. Und am 15. März 1913 schreibt der Promovend Guardini aus Freiburg: „Gleichzeitig mit diesem Brief schicke ich Dir ein Bildchen: »Der Gang nach Emmaus« von Fugel. Ich habs recht lieb gewonnen. Wie die Jünger durch den Abend gehen, gedrückt und schwer, so wie Leute, denen alles in Stücken gegangen ist; aber grad wie sie meinen, es ist alles vorbei, geht der Heiland schon neben ihnen und sein Schatten fällt auf sie, ohne daß sie es wissen.“

Gebhard Fugel starb im ominösen Jahr 1939, am 26. Februar, mit über 75 Jahren in den Armen seiner Frau und Tochter in München, unverführt von der „braunen Kunst“, vielmehr bis zuletzt und immer tiefer in die Welt der Bibel eindringend und ihr dienend. In seinen jungen Jahren hatte er die „Gesellschaft für christliche Kunst“ in München mit gegründet, die seit einiger Zeit den alle drei Jahre verliehenen „Gebhard Fugel Preis“ stiftet. Ansgar Pöllmann würdigte schon 1913 den großen Horizont, den Fugel mit seiner Kunst eröffnete: „Wie das Leben, das er darstellt, in unendlichen ungezwungenen Möglichkeiten spielt, so hält er sich auch nicht an eine geometrische (Beuroner) Typik, sondern nur an eine malerische, und so geschlossen seine Kompositionen sind, so erweitern sie sich doch über den architektonischen Rahmen hinaus in die geschichtliche Perspektive und die himmlische Unendlichkeit.“ Noch bevor in den 20er Jahren der „heilige katholische Frühling“ eben mit Namen wie Guardini, Przywara, Adam, Herwegen aufbrach, wurde mit Fugel die lang ersehnte und lang vermißte Größe katholischen Kunstschaffens eingeleitet.

Gegenüber der immer stärkeren gegenwärtigen Ausdünnung der biblischen Bildwelt müßte die Frage gestellt werden, ob nicht Fugels atmosphärischer Realismus mehr Nahrung für die Anschauung bot als viele verrätselte und inhaltsarme religiöse Schaubilder oder sogar Comics in Schulbüchern von heute. Ein Zurück soll und wird es nicht geben, aber die Intensität der Bildwerdung des Glaubens ließe sich von Fugel lernen.

18. 02. 2010

Eine unsentimentale Theologie des Herzens

Vor 125 Jahren wurde Romano Guardini geboren –
Ein Erzieher zweier Generationen vor und nach dem Konzil –
Erlösung stellt sich in der Gestalt der Schönheit dar

„Herz ist Geist in der Nähe des Blutes.“ Dieser mündliche Ausspruch Romano Guardinis fasst gedrängt und klar eine im 20. Jahrhundert sonst nicht formulierte „Philosophie und Theologie des Herzens“ zusammen. Deutlicher: „Herz ist nicht Ausdruck des Emotionalen im Widerspruch zum Logischen; nicht Gefühl im Widerspruch zum Intellekt; nicht ‚Seele‘ im Widerspruch zum ‚Geist‘. Herz ist der vom Blut her heiß fühlend gewordene, aber zugleich in die Klarheit der Anschauung, in die Deutlichkeit der Gestalt, in die Präzision des Urteils aufsteigende Geist“ – so steht es in Guardinis Pascalsbuch zu lesen („Christliches Bewusstsein“). Es sind solche in Sprache und Gehalt ungewohnten Sätze, getragen vom Gewicht eines langen und durchaus nicht leichten Lebens, die Guardini zum Lehrer mindestens zweier Generationen vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, aber auf das Konzil hin machten.



Am 17. Februar jährte sich der 125. Geburtstag dieses unvergessenen Lehrers, Theologen und Philosophen, der 1968 in München starb und 1997 von dem kleinen, verschwiegenen Priesterfriedhof St. Laurentius in München in die Universitätskirche St. Ludwig, mitten in der Stadt, umgebettet wurde.

Mitglieder der „Weißen Rose“ lasen seine Schriften

Die meisten seiner unzähligen Hörer und Freunde kannten ihn über die katholische Jugendbewegung auf Burg Rothenfels oder über die Universitäten Berlin, Tübingen und München. Der unerhört wegweisende, unprofessorale Lehrer und Erzieher (Briefe über Selbstbildung, 1921) wuchs als gebürtiger Italiener ab dem ersten Lebensjahr in Mainz auf und erfuhr nach quälender Unentschiedenheit 1905 die Berufung zum Priestertum. Ab 1923 in Berlin entwickelte er eine „christliche Weltanschauung“, was ab 1933 Menschen gegen die Nationalsozialisten immunisierte; auch die Mitglieder der „Weißen Rose“ lasen seine Schriften. In den Blick auf die Welt bezog Guardini große abendländische Gestalten ein: Sokrates, Augustinus, Dante, Hölderlin, Kierkegaard, Rilke, auch Freud und Kafka. Mit ihnen blickte er prüfend auf die „Sachhaltigkeit“ des Christentums und stellte diese Gestalten umgekehrt unter



Gedenktafel in Heppenheim,
wo Guardini als Kaplan wirkte.

das Maß des christlichen Entwurfs – so wagte er es zum Beispiel, Rilke christlich zu kritisieren. Sein Berliner Hörer Victor von Weizsäcker formulierte: „Karl Barth ist imposant, Josef Wittig ist liebenswert, Guardini ist ergreifend: immer muss er einen Ketzler an seine Brust drücken und mit ihm ringen.“

Nachdem Guardini Ende Januar 1939 von den Nazis aus der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität „entlassen“ war, fand er von 1943 bis 1945 in Mooshausen im schwäbischen Allgäu Zuflucht bei seinem ebenfalls unvergessenen Freund Pfarrer Josef Weiger. Von dort aus nahm er auch seine Professur in Tübingen von 1945 bis 1948 wahr, bis er zwischen 1948 und 1962 nochmals das Auditorium Maximum der Münchner Universität füllte.

Denken von der geistigen Überwindung des Nationalsozialismus gekennzeichnet. Seine Vorlesungen kreisten mit großer denkerischer Energie um Ethik (1993), um Anthropologie und schließlich um die Gottesfrage. Zugleich folgen späte Ehrungen durch Kirche und Öffentlichkeit (darunter der Friedenspreis des deutschen Buchhandels 1952), aber auch die letzten, schmerzlich von einer Gesichtsnervengie verdunkelten Jahre. Die Tagebücher „Wahrheit des Denkens – Wahrheit des Tuns“ (1976) und die „Theologischen Briefe an einen Freund“ (1980) zeigen jenen

Guardini, der in seinem Alter mit der Angst vor der Endlichkeit ringt. Nur in der Öffnung auf den Schöpfer wird die dunkle, mächtige, verschlossene „Erde“ von sich selbst gelöst.

Die Natur ist nicht einfachhin das Richtige oder gar selbst Göttliche: Der heutigen Naturgläubigkeit hätte der große Lehrer zutiefst widersprochen. Denn Natur trägt nichts anderes als das Siegel der Endlichkeit, sie ist Leben, das immer wieder im Tod untergeht. Gott ist für den späten Guardini Antwort auf die Bedrohung, die im Raum der Natur selbst liegt; er ist Lösung aus dem verzehrend Endlichen. Person ist von ihrem Schöpfer ins Leben gerufen, und zwar letztlich – durch die Todespforte hindurch – zu einem erlösten, unvergänglichen Leben vor seinem Angesicht („Die letzten Dinge“, 1940). Dieser Verheißung zu trauen, heißt den Bann des bloß Natürlichen zu brechen, heißt Blut und Geist, Sehnsucht und Denken zusammenzubringen – was die selten geübte Kraft des Herzens ausmacht.

Guardini hatte auf das Jahr 1933 der Machtergreifung mit der Veröffentlichung seiner Dostojewski-Studien geantwortet: mit der Kennzeichnung der Dämonie, deren das Menschliche fähig ist, aber auch mit der Kennzeichnung des Herzens, das dem dämonischen Schein die Kühnheit des wirklich Großen gegenüberstellt. Entweder richtet sich das Dasein in vielfacher Empörung gegen das Endliche oder es lebt aus einer zustimmenden Kraft des Herzens. Ein Beispiel aus diesen Überlegungen: In Dostojewskis Brüdern Karamasow leidet Iwan für Guardini unter einem Riss zwischen Geist und Blut, lebt eine „herausgebrochene, für sich laufende Kraft“. Wenn die schöne, leidenschaftliche Katerina Iwanowna ihn wiederliebte, könnte sie jedoch seine „Erdkraft“ in den Bereich des Geistes tragen und den Geist mit dem Blut verbinden, dadurch, dass sie die Strahlungskraft des Herzens löste“. Stattdessen rast seine „Erdgewalt“ unpersönlich durch ihn hindurch, aber „da der Mensch Person ist, so wird das, was im Trieb des Tieres, im Wuchs des Urwaldes, im Sturm und Vulkan irgendwie ‚rein‘ scheint, vielmehr Gut und Böse nicht berührt, beim Menschen böse“, so Guardini.

Die Aufgabe des Herzens ist Einung, und das kann es nur vollziehen, wenn die Liebenden – häufig die Frauen – selbst den Zwiespalt überwinden. Eine Bedingung dafür ist das treue, geduldige „stille“ Überstehen auch des Unguten, Widerstrebenden, und zwar im Erbitten der gnädigen Lösung. Ferner wirkt die Demut als Gegenkraft zur Empörung, und schließlich ist drittens die Unterscheidung von Gut und Böse aufrecht zu erhalten. Denn selbst wenn eine Schuld nicht rasch gelöscht werden kann: Das Wissen vom Rechten darf sich nicht betäuben lassen. Sinnbildliche Mitte solcher Haltungen ist das Herz: Es hat bei Guardini immer die Kraft der Lösung aus dem böse Zerstreunden und die Kraft des Zusammenbindens. Allerdings kommt ihm die Kraft auch erst zu: im Öffnen, Warten, Erhoffen, Erbitten. Die einende Kraft stammt aus der zufließenden Kraft Gottes, aus dem Sich-Beugen unter die Gnade. Oder in der noch unerfüllten Form: aus der niemals aufgegebenen Hoffnung auf Gnade.

So lebt Sonja Semenowna in Dostojewskis „Schuld und Sühne“ mitten in ihrem aufgenötigten Dirnendasein eine fast kindliche, zugleich unerbittliche, ganz gerade Hingabe des Herzens. In einem Maße, dass sie im Blick auf die Not ringsum und zugleich im Blick auf den Allerbarmer sich selbst verliert. Aus dieser Kraft der Selbstvergessenheit rührt Sonjas bestürzende Reinheit; sie blickt von Gott her auf das Verbrechen Raskolnikows und nötigt ihn zur Buße; ja wirft sich selbstlos mit hinein. In Guardinis Deutung ist darin die Meisterschaft Dostojewskis zu sehen: im Hineinstellen der „Dirne“ in den unbeschreiblichen, geheimnisvollen Raum verwirklichter, hingegebener, um sich selbst nicht besorgter Liebe. „Innigkeit vom Herzen her“ – nichts anderes ist Personsein.

Noch ein Letztes: Erlösung ist bei Guardini nicht ein bloßer theologischer Begriff; sie stellt sich vielmehr in der herzbezwingenden Gestalt der Schönheit dar (wie in Dantes Beatrice). „Schönheit ist die Weise, wie das Sein für das Herz Angesicht gewinnt und redend wird. In ihr wird das Sein liebesgewaltig, und dadurch, dass es Herz und Blut berührt, berührt es den Geist. Darum ist die Schönheit so stark. Sie thront und herrscht, mühelos und erschütternd.“

Mehr als das Gewissen ist das Herz der Ort des Hörens

Mehr noch als im Gewissen sieht Guardini im Herz das eigentliche Organ des Hörens und klaren Entscheidens – es hat Anteil am Blut der Leidenschaft und ist doch geklärt vom Geist. Klarheit meint

niemals leidenschaftsloses Urteil. Sie meint die – auch nach langem Ringen – gewonnene lichtvolle Entscheidung zum Guten. In ihr zittert der Kampf noch nach, bebt das Herz vom Erlebten. Einmal spricht Guardini davon, „dass es abgründiger gar nicht hinabgehen kann als in der Klarheit mancher Nachmittage“. Dieser Vordenker hat in seiner Theologie vermittelt, dass es abgründiger gar nicht hinabgehen kann als in die Klarheit Gottes, zu der sich das Herz von sich aus entscheiden soll, aus freien Stücken entscheiden will.

Guardinis Werk ist deswegen so bezwingend gewesen – und es zeichnet sich ab, dass sich dieses Be-zwingende wieder einstellt –, weil seine Schriften aus einer tiefen Verflechtung von Person und Gedanken stammen: tatsächlich aus der Fülle und Unsentimentalität des begreifenden Herzens.

Ab 29. März lieferbar ist ein Band auch mit unbekanntem Fotos Guardinis von Max Oberdorfer (Hg), Romano Guardini, Zeugnisse eines großen Lebens, Grünewald Verlag, Ostfildern 2010, 168 Seiten, EUR 29.90

09. 09. 2010



Demut mit Konsequenzen

John Henry Newmans Weg zur Konversion-

Von der Oxford –Bewegung zum „zweiten Frühling“ der katholischen Kirche in England

Newman „war eine außerordentliche Natur, von fast Goethescher Fülle der Anlagen, die zur siegreichen und erobernden Weltbegegnung und Welterfahrung bestimmt schien; bestimmt noch mehr, den „neuen“ Heiligen, der das freudige „Ja zur Welt“ verkörpert, entscheidend darzustellen. Aber, vom Geist und von der Gnade durchkreuzt, muss er die Weltüberwindung als Entsagung vollziehen und erlangt gerade in diesem Bruch, im Schicksal der Nichterfüllung, seine eigen-

tümliche menschliche und christliche Vollendung.“ So zeichnet Ida Görres Newmans Gesicht in einem nachgelassenen Manuskript von 1944-48.

Tatsächlich ist Newmans Leben zunächst ein einziger Aufschwung zu englandweiter Bekanntheit. Der Erstgeborene (*22. Februar 1801) von sechs Kindern eines Londoner Bankiers und einer französischstämmigen Mutter wurde ein glänzender Scholar in Oxford. Als anglikanischer Pfarrer und Prediger in der Universitätskirche St. Mary zog er Hörer bis aus London an. Ein unvergesslicher Sommer des Glanzes war ihm beschieden: Alle Zeugnisse über die Oxford-Jahre bezeugen eine unvergleichliche Anziehungskraft. „Die Wirkung seiner einzigartigen Verbindung von Genialität und religiöser Persönlichkeit hat weder vorher noch nachher ihresgleichen gehabt“ (Dean Lake). „Er war uns ein Prophet, er übte Königsgewalt über uns aus: ‚Credo in Newmanum‘ war das Glaubensbekenntnis von Hunderten von Jünglingen; gab es jemals in der Geschichte etwas wie die Macht, die er in Oxford über uns hatte?“ „Das geringste Wort, das von seinen Lippen fiel, griffen wir mit Eifer auf und bewahrten es wie einen Geistesdiamanten“ — so sein Freund Ward.

Dann setzte im August 1833 ein unerwarteter Aufstand in der anglikanischen Kirche ein: Eine Gruppe meist unbekannter junger theologischer Draufgänger veröffentlichte hinreißende Traktate für eine Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern. Nach Tractat 90 brach ein Sturm los; sein Verfasser (wie auch der meisten anderen) hieß John Henry Newman. Auf Befehl seines Bischofs musste er aufhören und galt von nun an als „Pastetenbäcker, der vergiftete Brötchen angeboten hatte“.

Worin bestand das „Gift“? Die kämpferische „Artus-Runde“ sah ihre Kirche im Würgegriff des Staates. Seit Heinrich VIII. sich 1534 selbst zum religiösen Oberhaupt der englischen Kirche ausgerufen hatte, waren Behörden, auch die Universitäten und das gesamte öffentliche Leben verpflichtet, ihre Staatstreue durch das Bekenntnis zu den 39 Glaubensartikeln des Anglikanismus und durch Sakramentenempfang nachzuweisen. Versäumnisse des Gottesdienstes wurden durch Geldstrafen „an den König“ gebüßt. Ebenso hing die Immatrikulation an den Universitäten vom Nachweis anglikanischer Beichte und Abendmahl ab; natürlich waren Katholiken dadurch von höherer Bildung ausgeschlossen. Dem Parlament lagen Anträge vor, das Common Prayer Book mit seiner noch weitgehend katholischen Überlieferung abzuschaffen; sektenhafte Freikirchen gleichberechtigt in das Kirchenrecht einzubeziehen; selbst Bischöfe hielten Dogmen wie Dreifaltigkeit und Sündenvergebung angesichts der Forderungen der „Vernunft“ für überholt. Newman bemerkte in seiner großartigen Apologia de vita sua 1865 (dt. 1922 von Maria Knoepfler, überarb. Neuauflage 2010), dass der Versammlungsraum der Oxforder Theologen „nach Logik stank“.

Prophetisches Sendungsbewusstsein

Die Tracts brandmarkten dies als Verrat der christlichen Lehre; sie waren „klare, knappe, strenge Anrufe an Gewissen und Vernunft (...) wie die kurzen, scharfen, schnellen Äußerungen von Menschen in Schmerz, Gefahr und drängender Not“. (Dean Church) In Tract 1 hieß es herausfordernd: Den Bischöfen „könnten wir, obwohl es für das Land ein trauriges Ereignis wäre, kein besseres Ende ihrer

Laufbahn wünschen, als den Verlust ihrer Güter und das Martyrium“. Lytton Strachey, ein agnostischer Journalist, traf den Kern der Oxfordbewegung mit ironischer Feder: „Die neue, sonderbare Vorstellung, das Christentum wörtlich zu nehmen, entzückte ernsthafte Gemüter, aber es erschreckte sie auch. Wirklich und wahrhaftig jedes Wort zu meinen, wenn man das Athanasianische Credo wiederholte! Wie wunderbar!“

In Newman erwachte ein erstaunliches, ja prophetisches Sendungsbewusstsein „Ich habe ein Werk in England zu tun« - diese rätselhaften Worte hatte er in einer lebensgefährlichen Krankheit in Sizilien 1833 im Fieber immer wieder gemurmelt. Es schnitt ihm in die Seele, wie die Wahrheit des Christentums durch Staatskirchentum und platte Aufklärung verunstaltet war, und er warf sich unter Verachtung aller üblen Folgen in den Kampf: „Möge es das Los derer sein, die Ich liebe, im Herzen von einem oder zwei in jeder nachfolgenden Generation zu leben oder auch völlig vergessen zu werden, wenn es ihnen nur gelang, der Wahrheit den Weg zu bahnen.“

Die Furcht vor dem Verlassen der angestammten Kirche

Tatsächlich wurde Newman in seiner eigenen Kirche zum gehassten Aufrührer und Abtrünnigen, Bischöfe sprachen von einem „Werk des Satans“, von „Pestilenz“ Man unterstellte ihm, unter dem Vorwand der Erneuerung als heimlicher Papist die Armen zu führen. Seine Antwort im Tract 90 lautete: „Nun gut, man grenze sich scharf und deutlich gegen die ‚römische Verderbnis‘ und die päpstlichen Anmaßungen ab: Dann stünde es einem wohl frei, sich zu den alten Lehren zu bekennen.“ „Auf Kanzeln, an Speisetafeln, in Kaffeestuben und in Eisenbahnwagen wurde ich als Verräter entlarvt, der seine Lunte gelegt hatte und im Akt des Anzündens in römisch-katholischen Kreisen der hässliche Verdacht um, der Verfasser und seine Freunde seien im Herzen längst katholisch, aber — nicht gewillt, ihre guten Pfründe aufzugeben -sie bemühten sich, mit logischen Tuschenspielerkünsten ihren Verbleib in der Staatskirche zu rechtfertigen.“

Und doch stieg Furcht in ihm auf - nicht vor dem möglichen Übertritt, aber vor seinem freiwilligen, der Wahrheit verpflichteten Ausscheiden aus der angestammten Kirche: „Wenn die in diesem Traktat vertretene Ansicht zum Schweigen gebracht würde, könnte ich nicht in der Kirche bleiben, und viele andere könnten es auch nicht...“ Und wieder: „Wenn unsre Vorgesetzten entweder gegen die Traktate sprechen oder ganz schweigen, wenn manche von ihnen die darin enthaltenen Prinzipien nicht bloß nicht billigen, sondern nicht einmal dulden, so müssen unsere Anhänger die Überzeugung gewinnen, dass sie entweder diese Prinzipien oder die Kirche aufgeben müssen. Wenn die Dinge sich nicht ändern, so prophezeie ich mit tiefer Betrübniß, dass nicht einige, sondern viele zur römischen Kirche übertreten werden.“

In dem Werk „Die Arianer des vierten Jahrhunderts“ von 1834 hielt Newman fest, die Arianer der Gegenwart, welche die göttliche Natur Jesu leugneten, seien die reformatorischen Kirchen (freilich nicht in seinen Augen die anglikanische). Als die Angriffe gegen die Oxford-Bewegung immer schärfer wurden, gab Newman 1843 sein Amt in St. Mary auf und zog sich zur Überprüfung der Vätertheologie und der frühen Konzilien mit einigen jüngeren Theologen zu einem mönchischen Leben nach Littlemore in der Nähe von Oxford zurück Das Studium der Quellen sollte die Wahrheit erweisen: die, lückenlose Verankerung der anglikanischen Kirche im frühen Christentum und den unter großen intellektuellen Kämpfen gewonnenen Dogmen. Und dabei geschah das Udenkbare und Gefürchtete: Je länger Newman studierte, desto peinvoller, desto unabweislicher wuchs in ihm die Überzeugung, nicht die anglikanische, sondern die katholische Kirche sei Garant der geschichtlichen Überlieferung - und zwar unter Führung des Papstes, der mehrfach auf frühen Konzilien die Lehrmeinung entschieden hatte. Für Newman war die Umsetzung dieser Erkenntnis wie eine Häutung bei lebendigem Leibe. Das seelische Leiden vertiefte sich ins Unerträgliche, als einige seiner jungen Begleiter trotz seiner inständigen Bitten zur römischen Kirche konvertierten - für ihn die öffentliche Bloßstellung seines angeblich planmäßigen „Betrugs“. Der Bezug zu seinen Geschwistern zerbrach fast gänzlich; seine besten Freunde verstanden ihn nicht mehr. Einen von ihnen, John Keble, einen heiligmäßigen Mann, hatte Newman gebeten, seine Gewissenserforschungen zu lesen, um ihm den Punkt der inneren Abweichung und Verwirrung sagen zu können. Auch Keble wurde ihm gegenüber hilflos. Und Newman entschied sich blutenden Herzens zum Übertritt.

Aber wohin ging er? Die katholische englische Kirche bestand zum größten Teil aus eingewanderten ungebildeten Iren der unteren sozialen Schicht, aus wenigen adeligen Familien, die in der unerhört grausamen Verfolgung unter Elisabeth I. beim alten Glauben geblieben waren (man denke an Maria Ward) und aus einigen anderen. Newman ging in ein verachtetes, zumeist unintellektuelles Ghetto weit unter seinem sozialen Stand, das war ihm bewusst. Die Entscheidung fiel in großer, bewegender Demut vor dem Rom des Petrus, das Newman in seinen jungen Jahren als Vertreterin Babylons gebrandmarkt hatte (sein Freund Hurrell Froude hatte ihn damals gewarnt, er werde seine Flüche noch bereuen). An einem späten regnerischen Abend, am 9. Oktober 1845, hörte er vom Eintreffen des italienischen Passionistenpaters Domenico Barberi in der Nachbarschaft, ließ nach ihm senden und bat den Überraschten, ihn in die Kirche aufzunehmen. Es bleibt geheimnisvoll, dass Barberi, mittlerweile selbst seliggesprochen, ausdrücklich als Missionar nach England gegangen war, um das Land für Rom zurückzugewinnen... Newmans Übertritt wirkte wie eine Bombe, bestätigte alle Vorurteile und erntete auch das Misstrauen der katholischen Kreise, bis hinauf zu Kardinal Wiseman. Es ist bekannt, dass Newman später einen Bischofssitz erhalten sollte, dieser Plan aber vereitelt wurde (wie viele andere): Man hatte ihn als „den gefährlichsten Mann in ganz England“ gebrandmarkt.

Reformator der anglikanischen Kirche

Aber diese wie unter einem Martyrium vollzogene Konversion löste den „zweiten Frühling“ der katholischen Kirche aus. „Die Fürbitte der Heiligen hat endlich Erfolg, das Geheimnis, mit dem die Vorsehung sich umgeben hat, ist enthüllt, die Stunde ist gekommen. Und wie die Menschen bei der Auferstehung Christi nichts merkten, weil er in der Mitternachtsstunde und in tiefer Stille auferstand, so wirkte der Herr auch in der Stille, als er das neue Werk seiner Barmherzigkeit unter uns vollbringen wollte, und er war auferstanden, ehe die Menschen es ahnten. (...) Er aber kam wie ein Geist über den Wassern. ER selbst ging über der finstern, brodelnden Tiefe hin und her und, wunderbar für das Auge und unfassbar für den Geist: Herzen erwachten und Augen belebten sich mit neuer Hoffnung, und Füße strebten zu der großen Mutter, die ihrer kaum noch gedacht und sie bereits verloren gegeben hatte“ (Predigt am 27.10.1850).

Newmans unglaubliche und schmerzhaft Lebensleistung endete am 11. August 1890, als er nach Jahren immer wieder auf flammender Verleumdung im Oratorium Birmingham, fast blind geworden, unmerklich entschlief. Papst Leo XIII. hatte ihn 1879 zum Kardinal erhoben, und England bereitete ihm ein überwältigendes Totengeleit. Bis heute aber hängt in Oxford Newmans Bild - trotz seiner Konversion - unangefochten in der Reihe der bedeutenden Theologen Englands, als eines Reformators der anglikanischen Kirche, welcher ihr den Boden des ursprünglichen „katholon“ wiedergegeben hatte. Welch ein Weg und welch ein Drama des Gewissens! „...wir haben verstehen gelernt, - wie innig Bekennter mit Martyrium verbunden ist Niemand predigt einer betrogenen Welt die Wahrheit, ohne dass er selbst zum Betrüger gestempelt wird. Wir kennen unsere Aufgabe und unser Geschick: Zeugnis zu geben und Schmähung zu ernten, als Auswurf der Menschheit behandelt zu werden und den Sieg davonzutragen. Das ist das Gesetz, das der Herr über alle Dinge mit der Verbreitung der Wahrheit verbunden hat: Ihre Apostel werden Martyrer, aber ihre heilige Sache triumphiert.“ (27.10.1850)

18.09.2010

Die Wirklichkeit als objektives Moment

Gewissen und Wahrheit bei Kardinal John Henry Newman

Von Newman wird immer wieder behauptet, er sei ein unsystematischer, dafür ein existenzieller Denker gewesen. Dies spielt auf Newmans durchgängige Rechenschaft von sich selbst an. Dazu zählen schon die frühen Oxforder Universitätspredigten, die Traktate der Oxford-Bewegung ab. 1833, dann die Apologia pro Vita Sua 1863, der Brief an den Herzog von Norfolk 1874 und anderes. In solchen Arbeiten antwortete Newman auf zeitgenössische Herausforderungen oder sogar Verleumdungen. Aber auch die Innere Auseinandersetzung mit eigenen Schwierigkeiten, der schmerzhafteste Kampf um Klärung der religiösen Wahrheit führte zu biografisch grundgelegten Schriften. Es sei nur erinnert an den Versuch über die Entwicklung der christlichen Lehre 1845 im Vorfeld der Konversion, wo es heißt, „dass der menschliche Geist der Wahrheit unterworfen ist, nicht über sie herrscht; dass er verpflichtet ist, statt großspurig über sie zu reden, ihr in Ehrfurcht zu begegnen; dass Wahrheit und Falschheit uns zur Prüfung unseres Herzens vorgesetzt werden“.

Eine deutliche Kritik an der Vernunft

Auch die in immer neuen Anläufen entworfene Grammatik der Zustimmung 1870 enthält die unbedingte Verpflichtung auf Wahrheit, die den gesamten Lebensentwurf ins Ungewollte zu führen vermag und die zur schweren Lebenskrise 1843—1845 führte. Schon der 15-jährige hatte von dem Werk Force of Truth des „alten Calvinisten“ Thomas Scott den lebensbestimmenden Eindruck erhalten. „Mein Wunsch war es, die Wahrheit zu meinem engsten Freund zu haben und keinen anderen Feind als den Irrtum.“ So wurde sein revolutionärer Übertritt, der ganz England aufstörte, die Folge eines immer feiner ausgebildeten Gewissens.

Und dieses zwingende Handeln aus dem Gewissen geht bei ihm einher mit einer deutlichen Kritik der Vernunft. Reason galt im aufgeklärten England als einziger Maßstab des Denkens und Handelns - ihm hatte sich auch der christliche Glaube zu beugen. Aber: „Unsre Geisteskräfte erweisen sich als sehr schwach bei allen Untersuchungen auf sittlichem und religiösem Gebiet. So klarsehend die Vernunft, ein so zuverlässiger Führer sie in andern Dingen ist — in Fragen, die mit unseren Pflichten gegen Gott und Mensch zusammenhängen, ist sie auffällig kurzsichtig und zweideutig. Und ohne Föhlung zu halten mit den Quellen göttlicher Mitteilungen besteht die dringende Gefahr, dass sie die Wahrheit ganz verfehlt.“ Der Inbegriff aller „falschen Weisheit ist das Vertrauen auf unsre eigene Kraft, religiöse Wahrheiten zu ergründen, statt sie anzunehmen. In der Welt, welche nicht nach Wahrheit, sondern nach Vorteil fragt, wird die Vernunft an Stelle des Gewissens gesetzt und maßt sich dessen Hoheit an.“

Diese Anmaßung wird seit 1826 in Newmans Universitätspredigten und seit 1833 in der Oxford-Bewegung zum Ziel des scharfsinnigen Angriffs. Der Glaubensakt bedarf selbstverständlich der Gründe; sie sind aber von anderer Klarheit als der Vernunftakt. „Theologisches schreiben ist wie Seiltanzen einige hundert Meter über dem Boden. Es ist schwer, sich vor dem Fall zu bewahren, und der Fall ist groß.“

Newman sieht das Gewissen als eine interkulturelle menschliche Konstante, wie sich aufweisen lasse durch den Vergleich unterschiedlichster Religionen. Damit ist über die Funktion des Gewissens im Blick auf Wahrheit und der Umsetzung im Tun allerdings noch nichts gesagt.

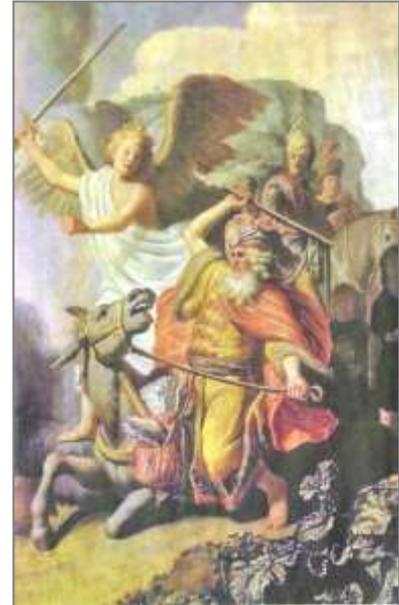
In jedem Fall gehört das Gewissen zu den Mitteln der Wahrheitsfindung, wie die Vernunft. Doch Gewissen steht in einer anderen Konstellation als Vernunft, es besitzt nämlich 1. eine unleugbare Naturanlage, den vorgegebenen moralischen Sinn (moral sense) für Gut und Böse, 2. den normativen Anstoß durch die „Stimme“ Gottes, und 3. das Pflichtgefühl (sense of duty) in der jeweiligen Lage. Letzteres ist konkret und nicht identisch mit dem moralischen Sinn und kann durch nachgeschobene, eben „vernünftige“ Argumente verbogen werden. Es gibt also kein nur allgemeines, naturwüchsiges Handeln nach dem Gewissen, sondern immer ein konkretes, das auf ein unmittelbares Angesprochen sein antwortet. Newman nennt den dritten Teil des Gewissensvollzugs to realize. Es ist der persönlich-unvertretbare Anteil am Gesamt des Gewissens, während die „Stimme Gottes“ nicht die ei-

gene ist und mit der eigenen auch nicht verwechselt wird, •was schon die Furcht vor Strafe oder die Scham, auch in verschiedenen Religionen, zeige.

Erkennen und Handeln nach dem Gewissen ist somit nicht ein bloßes Regelbefolgen. Das allgemein Gültige, wovon das Herz schon weiß und was die Stimme Gottes wieder in Erinnerung ruft, muss vielmehr nach der jeweiligen Lage beurteilt werden.

Gott wiederholt seine Warnungen nicht

Übrigens hält Newman - aufgrund eigener Gewissensregung und Lektüre der Heiligen Schrift — in der Regel den ersten Impuls für die entscheidende Stimme; sie werde nämlich bei längerem Zuwarten durch fehlgeleitete „Vernunftargumente“ überdeckt. „Hütet euch davor, mit eurem Gewissen zu spielen... Oft hört man sagen, die zweiten Gedanken seien die besten. Dies mag von Gegenständen der Überlegung stimmen, nicht aber in Dingen des Gewissens. In Dingen der Pflicht sind in der Regel die ersten Gedanken die besten, in ihnen redet Gott zu uns... Gott gibt uns dann und wann Warnungen, aber Er wiederholt sie nicht... Bileams Sünde bestand darin, dass er nicht nach dem ersten Befehl Gottes handelte.“ Das Alte Testament schildert, wie nur die Eselin Bileams den zürnenden Engel erkannte, nicht aber ihr Herr — diese Geschichte wird von Newman immer wieder zur Mahnung herangezogen.



„Zuerst verkündet uns unser Gewissen in klarer und unverhüllter Weise, was recht und was schlecht ist; spielen wir aber mit diesen Warnungen, so wird unsere eigene Vernunft verkehrt, kommt unsern Gelüsten entgegen und täuscht uns zu unserem Untergange. Dann fangen wir an einzusehen, dass es Gründe gibt, mit denen sich schlechte Handlungen verteidigen lassen, und wir leihen ihnen so lange das Ohr, bis wir dahin kommen, sie für wahr zu halten. Stellen sich vielleicht später gute Gedanken nochmals ein, und machen wir schwache Anstrengungen, wirklich und ehrlich die Wahrheit zu suchen, finden wir unsern Geist inzwischen so verwirrt, dass wir nicht mehr fähig sind zu unterscheiden, was Recht und was Unrecht ist.“

Die Vernunft ist das willige, vielleicht sogar unbewusste Werkzeug der Verstockung (und man beachte, dass Newman selbst ein begnadeter Intellektueller war!): „In all solchen Fällen ist kein Ende des Hinundherstreitens über Gut und Böse, wenn wir uns erst einmal damit einlassen. Es gibt zahllose Wege zu handeln, und jeder lässt sich mit artigen und ausgiebigen Argumenten verteidigen. Der einfältige, unbetelgte Menschenverstand wird aber den Fall auf den ersten Blick entscheiden, ohne der Argumente zu bedürfen. Geben wir jedoch dem stillen Mahner nicht sofort Gehör, so verlischt sein Licht unbemerkt, überantwortet uns auf Gnade und Ungnade der schwankenden Meinung, und wir tasten umher unter höchst zweitklassigen Führern... Wer sagt uns, wo wir endlich einhalten werden?“

Das Wissen um das Rechte verpflichtet zum Tun

Am Ende kommt es zu jener Heuchelei, „auf die wir auf Schritt und Tritt stoßen, jenen Zustand des Geistes, in welchem die Vernunft einsieht, was wir sein sollten, das Gewissen dies zur Pflicht macht, das Herz aber unfähig ist, ihm nachzukommen und deshalb den Verstand nur mehr zum Erfinden von Ausreden und Kompromissen gebrauchen muss... Darum gibt er sich fortwährend Mühe, seine Stellung zu befestigen, sein Verhalten zu erläutern und sich selbst zu entschuldigen... Aber etwas anderes ist es, gute Ausflüchte, etwas anderes, gute Beweggründe zu haben.«

Klarerweise ist für Newman aber der Mensch erst im Tun, also im Hören und Befolgen, nicht allein im Wissen des Rechten, gewissenhaft. Hier wird die Wahrheit eine getane, sie wird realized. Sittlich rechtes Handeln ist realisierte Wahrheit. Nochmals: Der Gesamtvollzug ist wieder dreifach gestuft: moralischer naturgegebener Sinn, erinnernder, auslösender Befehl durch die Stimme Gottes, Realisierung in der Lage. In dem letzten, dem persönlichen Auffassen und Befolgen, stecken aller-

dings auch die Möglichkeiten des Missverständnisses, eines „guten Glaubens“ trotz irriger Auffassung. Daher kann Newman auch die Befolgung eines irrigen Gewissens für verpflichtend halten.

Unbestreitbar spricht für ihn im Gewissen ein objektives Moment: die Wirklichkeit. Auf sie zielt alle Theorie, von ihr spricht die „Stimme Gottes“ als wirkliche und wirksame. Auch sie setzt sich aber nicht einfachhin durch, auch sie fällt nicht unvermittelt ein. Sie meldet sich im Anspruch der konkreten Lage. Die Leistung des Menschen im Gewissen ist, ethisch gesehen, ein bedingtes, abhängiges „Hören“, das er selbst abdichten kann, sodass sein Tun ein richtiges oder falsches Tun wird. Allerdings ist der Mensch verpflichtet zur Schärfung des Ohres — daher die entscheidende Schulung des Gewissens durch die allgemeine Kultur, durch die Kirche und durch (Selbst-)Erziehung.

Noch einmal aber zur Frage der Objektivität. Die erste Objektivität ist bei Newman das Wissen von Gut und Böse, verstärkt durch unterrichtende Institutionen; die - zweite Objektivität ist die unüberhörbare Stimme, die ebenso einleuchtend sei wie das eigene Ich. Denn für Newman ist diese Stimme des Gewissens der erste, ursprünglichste und wichtigste Gottesbeweis. Das ist erstaunlich für jemanden, der den bekannten akademischen Gottesbeweisen nicht ablehnend, aber doch eigentümlich gleichgültig und unberührt gegenüberstand. „Wäre es nicht diese Stimme, die so deutlich in meinem Gewissen und in meinem Herzen spricht, ich würde bei der Betrachtung der Welt zum Atheisten, Pantheisten oder Polytheisten. Ich rede hier nur von mir selbst; es liegt mir fern, die wirkliche Kraft der Beweisgründe für die Existenz Gottes zu leugnen..., aber sie erwärmen und erleuchten mich nicht.“ Aber: „Wenn man mich fragt, warum ich an Gott glaube, so antworte ich, weil ich an mich selber glaube, denn es scheint mir unmöglich, an mein eigenes Dasein zu glauben (und dieser Tatsache bin ich ganz gewiss), ohne zugleich an die Existenz dessen zu glauben, welcher als ein persönliches, allsehendes, anrichtendes Wesen in meinem Gewissen lebt.“

Das Gewissen weiß, dass es mit Jemand, nicht mit Etwas zu tun hat: „Man schämt sich nicht vor einem Hund oder Pferd, man zittert nicht darum, die Liebe eines Steines verscherzt zu haben... Das Gewissen verkündet eine sehende, urteilende, richtende Person.“

Nicht einfaches Meinen oder beliebiges Entscheiden

Es ist dieses persönliche Sich-Gefordert- Wissen, das die Gewissensentscheidung aus dem Bereich des Zufälligen und Wahrscheinlichen immer stärker in die Verpflichtung führt, mit aller Kraft das wirklich Rechte suchen und tun zu müssen. Die Folgerung aus vielen (auch Fehl-)Erfahrungen führt in die sich verdichtende Gewissheit, das Rechte tatsächlich erkennen zu können, ja, dafür innere Zustimmung zu erhalten. Dass Newman in hohem Maße diese Forderung und Zustimmung objektiv in einem natürlichen Sittengesetz und in der göttlichen Stimme verankert sieht, mag überraschen. Aber auch die subjektive Seite des Hörenden und Handelnden ist neuzeitlich eingebracht. Für die heutige wahrheitsskeptische und wahrheitsmüde Zeit sollte dies ein neues Nachdenken mit Hilfe dieses großen Vordenkers einleiten. Jedenfalls: Wenn Newman mit dem berühmten Trinkspruch zitiert wird: „...zuerst auf das Gewissen, dann auf den Papst!“, so ist hier mitzuhören, dass das Gewissen selbst nicht ein einfaches Meinen, ein beliebiges Entscheiden bedeutet. Newman hat es unter strenge Selbstverpflichtung gestellt — strenger als es heute gefällt. Dass er dies mit dem Charme und dem Stil .des begnadeten Theologen tut, ist ein Geschenk an die Christenheit. Der Nachhall seiner Liebe zur „wirklichen Wahrheit“ reicht bis in den Grabspruch (nach 1 Kor 13) hinein: „Ex umbris et imaginibus in veritatem“, „aus Schatten und Bildern zur Wahrheit“.